

quently reassures the importance of common sense and public discussion in establishing a society's values – he neglects that the normative validity of particular ends is a matter of decision, not of deduction.<sup>8</sup>

Annotations:

- 1 Unless the U. S. Congress does not extend copyright terms again. – Cf. L. Lessig, *Free Culture. How Big Media uses Technology and the Law to lock down Culture and control Creativity*, New York 2004, p. 214.
- 2 *Eldred vs. Ashcroft*, decided January 15th 2003, Syllabus, retrieved from <http://www.copyright.gov/docs/eldreds.pdf> on May 26th 2007.
- 3 Lessig, op. cit., p. 218.
- 4 *Ibid.*, p. 234.
- 5 *Ibid.*, p. 230.
- 6 L. Lessig, *Reading the Constitution in Cyberspace*, Harvard Law School Faculty Workshop, Cambridge, Mass. 1997; available from: <http://ssrn.com/abstract=41681>, retrieved on May 4th, 2007, p. 1.
- 7 M. Friedman, *Capitalism and Freedom*, Chicago 1962.
- 8 Cf. M. Weber, *Der Sinn der 'Wertfreiheit' der soziologischen und ökonomischen Wissenschaften*, in: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Potsdamer Internet-Ausgabe, retrieved from: <http://www.uni-potsdam.de/u/paed/pia/index.htm>, on May 23rd, 2007, pp. 507 n.

**Klaus Schwabe: Weltmacht und Weltordnung. Amerikanische Außenpolitik von 1898 bis zur Gegenwart. Eine Jahrhundertgeschichte, Paderborn: Ferdinand Schöningh 2007 (2., durchges. Aufl.), 560 Seiten.**

Rezensiert von  
Peter Gärtner, Leipzig

Klaus Schwabe, emeritierter Professor für Neuere Geschichte an der Technischen Hochschule in Aachen, hat 2006 – so der eigene Anspruch – „eine Jahrhundertgeschichte“ der amerikanischen Außenpolitik vorgelegt, von der bereits die zweite Auflage in den Handel gelangt ist. Dieser hohe Anspruch fordert zur kritischen Überprüfung heraus. Betrachtet man zunächst Umfang, Systematik, Informationsfülle und Lesbarkeit, ist zu konstatieren, dass die Monographie dem durchaus gerecht wird. Im Vergleich zu anderen deutschsprachigen Autoren, die sich während der letzten Jahre in Buchform zum selben Thema geäußert haben (wie St. Bierling und Ch. Hacke)<sup>1</sup>, beginnt Schwabes Jahrhundertgeschichte früher (nämlich 1898) und folgt in seiner Dreiteilung „Imperialismus“ – „Weltmacht“ – „Supermacht“ einer überzeugenden, bündigen und von profunder Kenntnis zeugenden Systematik. Dem Buch kommt dabei zweifellos zugute, dass dabei nicht (wie bei Ch. Hacke) die Amtszeiten der jeweiligen Präsidenten zugrunde gelegt, sondern thematische Schwerpunkte gesetzt werden. Die Poli-

tik der einzelnen Präsidenten wird diesen zugeordnet und kann dann auch im Zusammenhang bewertet werden. Als „Prophet der Weltmachtrolle“ der USA (S. 55) und „Urheber der internationalistischen Ausrichtung der amerikanischen Außenpolitik“ (ebd.) nimmt Präsident Woodrow Wilson (1913–1921) naturgemäß eine Schlüsselrolle in Schwabes Darstellung ein (Kap. III). Auch die Nachfolger Franklin Delano Roosevelt (1933–1945; Kap. V und VI), John F. Kennedy (1961–1963; Kap. IX) und George W. Bush (seit 2001; Kap. XIV) mit ihren jeweiligen außenpolitischen Weichenstellungen werden entsprechend gewürdigt und gewertet. Dem Vietnamkrieg wird aus gutem Grund ebenfalls ein eigenes Kapitel (X) gewidmet.

Es gelingt dem Verfasser, die im Vorwort von ihm selbst genannten „vier Klippen“ (S. IX) tatsächlich mit hoher Sachkenntnis und geschickter Argumentation zu umschiffen. Er verfällt dabei weder in eine einseitige deutsch-amerikanische noch in eine traditionell europäische Perspektive. Umgekehrt lässt er sich weder vom weitläufigen Panorama der Weltpolitik noch vom nahe liegenden und sicher nie ganz zu vermeidenden, aber in seiner Ausschließlichkeit verkürzten Standpunkt gegenwärtigen „Besserwissens“ über Gebühr verführen. Die erforderliche Gratwanderung zwischen der Verdeutlichung und Begründung der USA-Zentrierung einerseits und der Notwendigkeit, die Außenpolitik des weltpolitisch wirkungsmächtigsten Staates des 20. Jahrhunderts in ihrer unverzichtbaren globalen Dimension adäquat zu erfassen andererseits, bewältigt Schwabe mit bewundernswürdiger Balance und Eleganz.

Dennoch wirft Schwabes historische Darstellung – wie jedes gute Buch – Fragen auf, für deren Beantwortung er wohl genügend Stoff liefert, die sich der interessierte Leser – zumindest wenn er sich wie der Rezensent als Politikwissenschaftler mit ähnlichen Themen wie der Verfasser befaßt – expliziter abgehandelt gewünscht hätte. Beginnen wir mit einer der beiden zentralen Kategorien des Buches: „Weltmacht“. Zunächst fällt auf, dass dieser Begriff wie auch die häufig verwendeten Kategorien „Supermacht“ und „nation-building“ im Register nicht auftauchen. Das wäre jedoch nicht weiter dramatisch, wenn der Autor an einer Stelle seines Werkes offen gelegt hätte, nach welchen Kriterien er den USA den Status einer Weltmacht zubilligt. Wohl steht außer Frage, dass die USA eine solche sind, unklar bleibt jedoch, ab wann und in welchem Maße sie diesen Status erreicht haben. Geht man nur nach den Überschriften der Gliederung, dann sind die Vereinigten Staaten von Amerika zwischen 1921 und 1945 erst auf dem Weg dahin (Teil II: Der Weg zur Weltmacht). Dies würde auch der Einschätzung von Bierling entsprechen, der die USA mit dem zweiten Weltkrieg in die Weltpolitik eintreten sieht.<sup>2</sup> Allerdings fallen die Bewertungen von Schwabe im Text differenzierter und weniger eindeutig aus. So konstatiert er in Zusammenhang mit dem Eintritt der USA in den Ersten Weltkrieg 1917, dass sie „zu einer für die Zukunft Europas, ja der Welt mitverantwortlichen Macht“ (S. 56) geworden seien. Sind sie damit schon Weltmacht? Schwabe lässt den Leser darüber im Unklaren. Zwar verwendet er für die Zeit von 1898 und 1912 die Bezeichnung „neue Imperialmacht“ (S. 18 ff.), die an der „Schwelle zur Welt-

macht“ (ebd.) stehe. An anderer Stelle spricht er von „asiatischer Weltmacht“ (S. 31), „Welthandelsmacht“ (S. 19), für die Jahre von 1919 bis 1932 gar von „Wirtschaftsweltmacht“ (S. 81ff.) und mit Bezug auf Wilson dann doch schon von „aufsteigender Weltmacht“ (S. 56).

Diese begriffliche Unsicherheit hat einen klar erkennbaren Grund: der „isolationistische“ Rückzug der USA zwischen 1919 und 1940. Hinzu kommt, daß die USA erst ab 1940 (zunächst in Lateinamerika, dann im Zuge des Zweiten Weltkrieges in der westlichen Welt und für die kurze Zeit des alleinigen Atomwaffenmonopols sogar weltweit) schrittweise ihre „militärische Hegemonie“ (S. 106; 490) durchgesetzt haben. Dennoch bleibt die Frage, was die USA weltpolitisch bis dahin waren: Eine Weltmacht im Wartestand? Auf dem Weg zur Weltmacht? Eine partielle Weltmacht? Oder keine Weltmacht? Und reicht bereits die Machtfülle eines Landes, um es als Weltmacht bezeichnen zu können oder ist dafür zielgerichtetes weltpolitisches Handeln erforderlich? Da Schwabe dem Leser seine Kriterien nicht aufzeigt und erläutert, bleibt es dessen Gusto überlassen, wofür er sich entscheidet. Schwabe lässt hier bedauerlicherweise eine wertvolle Chance verstreichen, seinem Opus eine schärfere analytische Dimension zu geben. (Dem Rezensenten erscheint „Weltmacht im Wartestand“ noch am ehesten geeignet, um die weltpolitische Ambivalenz der USA vor 1941 zu beschreiben.)

Das zweite Problem ergibt sich aus der Frage, inwieweit der US-amerikanische „exceptionalism“ mit der Kennzeichnung als imperialistische Macht vereinbar ist. Diese stellt sich um so mehr, da in den letzten Jahren „empire“ und „imperialistisch“ in

der politischen wie wissenschaftlichen Debatte in den USA (und darüber hinaus) „zum ersten Male seit den Anfangsjahren des 20. Jahrhunderts wieder einen ‚politisch korrekten‘ Klang“ (S. 484) haben. Für die Beantwortung dieser zweiten Frage ist zunächst das Verständnis von „Imperialismus“ ausschlaggebend. Auch hier hält sich Schwabe leider bedeckt. Für ihn schließt „exceptionalism“ eine antiimperialistische Politik ein (S. 31), zumal die USA vor ihrer Unabhängigkeitsrevolution selbst britische Kolonien waren. Allerdings führt er dieses Argument später selbst ad absurdum, wenn er zu Recht in Zusammenhang mit George W. Bushs „universalem Missionsstreben“ (S. 489), das übrigens auf Wilson zurückgeht, von „Neoimperialismus“ (S. 478) spricht<sup>3</sup>, der ja gerade mit der „Einzigartigkeit“ der USA, ihrer „außerordentlichen weltgeschichtlichen Bestimmung (exceptionalism)“ (S. 335) begründet wird. Geht man außerdem, wie es Detlef Junker<sup>4</sup> überzeugend herausgearbeitet hat, davon aus, dass diese „mission“ eine Konstante der US-Außenpolitik ist, dann stellt sich schon die Frage, warum man dann nicht durchgängig von „USA-Imperialismus“, der ja durchaus vom Typus des klassischen europäischen Imperialismus abweichen kann, sprechen sollte. Mit Verweis auf die Variante eines „informal empire“ (S. 19), den blutigen Kolonialkrieg auf den Philippinen, der von den USA um die Jahrhundertwende geführt wurde, um die Unabhängigkeit des Landes zu verhindern (S. 28) sowie die zahlreichen USA-Protectorate in Lateinamerika (S. 105), die den halb- oder neokolonialen Status dieser Region („Hinterhof“) belegen, ließe sich beispielsweise argumentieren, dass die USA zwar keine klassische Kolonialmacht

im europäischen Sinne sind – was auch Schwabe selbst als „antiimperialistisches“ Argument anführt (S. 40), dafür aber eine Art „weichen“ Wirtschafts imperialismus praktizieren. Der einzige Einwand, den er gegen die Anwendung des Begriffs „Imperialismus“ auf die USA vorzubringen hat, ist dessen implizite Gleichsetzung mit Kolonialmacht (S. 41).

Wenn er an gleicher Stelle unumwunden zugibt, dass Washington „sogar weniger zimperlich als die europäischen Kolonialmächte“ sei und „weniger Hemmungen“ hätte, die Souveränität eines Staates zu ignorieren (ebd.), dann ist es zumindest inkonsequent, eine solche Politik nicht als imperialistisch zu bezeichnen. Wie die bis 1933 währende Okkupation Nicaraguas, die CIA-gesteuerte Invasion 1954 in Guatemala, die Invasion 1965 in der Dominikanischen Republik, die vollständige Kontrolle über den Panamakanal (bis 1977) und die Invasion von 1989 in Panama belegen, ziehen sich derartige imperialistischen Praktiken der USA durch das gesamte 20. Jahrhundert. Am besten zeigen wohl Interpretation und Anwendung der schon 1823 verkündeten Monroe-Doktrin (S. 7), welche Funktion der „Antiimperialismus“ der USA hat: Er dient einerseits dazu, die westliche Hemisphäre vor dem europäischen Imperialismus zu schützen, andererseits verschaffen sich die USA damit lediglich den nötigen Spielraum und die erwünschte Legitimation, um ungestört ihren eigenen imperialistischen Ambitionen nachgehen zu können, die allerdings im Unterschied zum damaligen europäischen Imperialismus eine direkte Kolonialherrschaft weitgehend vermeiden und stattdessen auf eine indirekte, eher wirtschaftlich und geopolitisch begründe-

te Dominanz zielen. Die Unterscheidung zwischen (europäischer) Kolonial- und (US-)Wirtschaftsmacht, die Schwabe zur Verteidigung seiner Position vornimmt (S. 40), lässt sich also nicht als Unterscheidung zwischen Imperialismus und Antiimperialismus fortschreiben. Wie sowohl die europäischen Herrschaftspraktiken in Afrika und Asien als auch die US-amerikanischen in Lateinamerika zeigen, sind sie durchaus miteinander kombinierbar und können beide Merkmale von Imperialismus sein. Die Unterschiede liegen dann lediglich im konkreten Mix und in der Schwerpunktsetzung.

Ein drittes Problem, das Schwabe anschnidet, aber nicht systematisch analysiert, ist das der Grenzen der US-Hegemonie. Während man für den Zeitraum zwischen 1950 und 1990 von einer geteilten Hegemonie der beiden Supermächte USA und UdSSR oder in Hinblick auf Überdehnungstendenzen der USA ab 1969<sup>5</sup>, die sich nicht zuletzt im „Ende der amerikanischen Finanzhegemonie“ (S. 373) zeigen, von partieller bzw. abnehmender Hegemonie sprechen kann, gestaltet sich die Einschätzung der Situation nach 1990 schwieriger. Einerseits steigen die USA nach dem Zusammenbruch der UdSSR, getragen von einem globalen Sendungsbewusstsein, „wieder zu der militärisch führenden Weltmacht“ (S. 490) und damit zugleich „einzigsten Weltmacht“ (S. 423ff.) bzw. „Hypermacht“ (S. 490) auf. Andererseits ziehen fortbestehende alte Dilemmata, verstärkt durch neu hinzugekommene, deutliche Grenzen für den Allmachtsanspruch der USA. Zum generellen „Dilemma der Übertragbarkeit“ US-amerikanischer Werte und Institutionen auf ein (nicht nur) kulturell oftmals völlig

andersartiges Umfeld (S. 55 f.), das – wie andere Probleme auch – eine sich rasch ausweitende Kluft zwischen (unipolarem) Anspruch und (multipolarer) Realität anzeigt, gesellen sich mindestens noch drei weitere, die gerade aus dem „unipolaren Moment“ (Charles Krauthammer) resultieren: Erstens fällt den USA als alleiniger, globaler und unipolar ausgerichteter Weltmacht auch ein entsprechend hohes Maß an Verantwortung in einer weltumspannenden Umbruchsituation zu, das sie jetzt schon überfordert. Zweitens sind die Grundlagen der einzigartigen Machtpositionen in hohem Maße prekär. Es handelt sich eher um eine Hegemonie „by default“ als um eine, die aus eigener Stärke resultiert, zumal diese Stärke eine einseitig militärische ist. Drittens leidet der Hegemonialanspruch der USA unter einem zunehmenden Legitimationsdefizit, das aus dem Wegfall des in dieser Hinsicht höchst nützlichen Feindes UdSSR, aus dem Versagen im „Krieg gegen den Terror“, der Kluft zwischen Wort und Tat sowie aus der Arroganz der Macht, mit der sich die USA über selbst deklarierte Normen und das Völkerrecht stellen, resultiert. Es hätte dem Buch gut getan, wenn Schwabe diese Grenzen US-amerikanischer Macht noch einmal systematisch erläutert hätte, zumal sich daran die höchst wichtige Frage

knüpft, wie die USA zukünftig mit diesem „gordischen Knoten“ umgehen werden. Nichtsdestoweniger ist Schwabes „Jahrhundertgeschichte“ das umfassendste und informativste Buch, das derzeit zur USA-Außenpolitik im 20. Jahrhundert in deutscher Sprache vorliegt. Seine bereits genannten Eigenschaften machen es zweifellos zu einem hochklassigen Standardwerk, an dem künftig kein ernsthaft Interessierter vorbeikommt.

Anmerkungen:

- 1 St. Bierling, *Geschichte der amerikanischen Außenpolitik. Von 1917 bis zur Gegenwart*, München 2003; Ch. Hacke, *Zur Weltmacht verdammt. Die amerikanische Außenpolitik von J. F. Kennedy bis G. W. Bush*, München 2005 (3., aktualisierte und erweiterte Auflage).
- 2 Vgl. St. Bierling, , a.a.O., S. 81ff.
- 3 Auf der vorhergehenden Seite zitiert Schwabe Senator Edward Kennedy. Dieser hatte die neue Präventivstrategie der Bush-Administration als „Proklamation eines amerikanischen Imperialismus für das 21. Jahrhundert“ bezeichnet (S. 477).
- 4 Vgl. D. Junker, *Power and Mission. Was Amerika antreibt*, Freiburg i. B. 2003. Hinsichtlich des Problems der Weltmacht ist Junkers Position insofern interessant, als er ab den 1880er Jahren „drei neue Weltmächte auf der Bühne der internationalen Politik“ auftauchen sieht: „die USA, Deutschland und Japan“ (S. 26). An gleicher Stelle nennt er auch klar Zeitpunkt und Kriterien für den Aufstieg der USA von einer regionalen Großmacht zu einer „Weltmacht unter anderen“ (S. 27).
- 5 Ebd., S. 106ff.